

Endre Hárs

Wie man „ein Edelschreiber in zwei Sprachen“¹ wird

Der junge Ludwig Hevesi lernt Deutsch

<https://doi.org/10.18452/20510>

Der Wiener Feuilletonist und Kunstkritiker Ludwig Hevesi (1843–1910), dessen Schaffen vielfach durch den kultur- und medienhistorischen Kontext Österreich-Ungarns geprägt wurde, ist ein Zeuge des Standort- und Sprachenwechsels. Als Sohn des Arztes Samuel Lóvy im nordost-ungarischen Heves geboren, hat Hevesi nicht nur frühzeitig seinen Namen geändert, sondern auch seinen Wohnort bzw. seine Arbeitsstätte. Seit 1866 bei der Pester Presse tätig, übersiedelte er 1875 auf Einladung von Kollegen nach Wien, wo er beim *Fremden-Blatt* Feuilletonist und Kolumnist für Theater und Kunst wurde. Hier blieb er bis zu seinem Lebensende fest etabliert und zeichnete sich vor allem als Verfasser von Kunstrezensionen und kunsthistorischen Werken, insbesondere als feuilletonistischer Mitkämpfer der Sezession aus.² Im Nachfolgenden sei ein einziges Segment aus Hevesis umfangreichem Lebenswerk hervorgehoben: seine autobiografisch gefärbte Auseinandersetzung mit Akkulturation und sprachlicher Sozialisation.³

Im Fall Hevesis ist es schwer, ein an Lebensdaten orientiertes Porträt zu schreiben. Nur ein Bruchteil der privaten Dokumente des Feuilletonisten ist erhalten bzw. öffentlich bekannt. Darüber hinaus

¹ * 1891, 1.

² Vgl. Sármany-Parsons/Szabó 2015. Von Ilona Sármany-Parsons erscheint demnächst eine Monografie über Hevesi als Kunstkritiker.

³ Rita Hegedűs und ihren Kolleginnen Dóra Diseri, Christina Kunze und Laura Paschirbe sei an dieser Stelle herzlichst gedankt, dass sie mich im Winter 2015/16 in den ersten Schritten im Werk Hevesis begleitet haben.

galt er als ein äußerst bescheidener, „gewöhnheitsmäßig“⁴ schweigsamer Gesellschafter, der sein Leben prinzipiell den Zeitungssparten widmete. Die wenigen autobiografischen Texte stellen dabei etwas Besonderes dar und sind vor allem im Hinblick auf das Werden eines mehrsprachigen Autors wertvoll. Es gibt zwei Beiträge, die anscheinend ohne besonderen Anlass⁵ geschrieben wurden und dezidiert autobiografisch sind. Das Feuilleton *Meine Wirksamkeit in den Jahren 1848–1849. Erinnerungen* (1899)⁶ ist eine humoristische Annäherung an eine Episode des Freiheitskrieges aus der Perspektive eines Kindes. Hevesi erzählt über seine Heimatstadt, an der der Freiheitskrieg mit knapp einer Schlacht in der Nähe (bei Kápolna, 26–27. Februar 1849) vorbeizieht. Der Text ist reich an Informationen über die Situation des im Kriegsgeschehen randständigen Heves bzw. über den Alltag im ‚Hinterland‘. Dabei erzeugt die kindliche Perspektive komische Effekte, die die nationale Großerozählung über den Freiheitskampf unterwandern, ohne sie freilich grundsätzlich in Frage zu stellen.

Der erste Teil des Feuilletons behandelt die Kriegsspiele der „Bubenwelt“ (MW, Sp 1), die durch ‚identitätsstrategische‘ Konflikte gekennzeichnet sind:

Wir brauchten da einen Feind. Wir brauchten ihn wie einen Bissen Brod. Und da ergab sich die merkwürdige Thatsache, daß wir Intelligenz, die wir für die Freiheit des Vaterlandes kämpften, gegen die Bauern auszogen. [...] Anfangs begriffen sie nicht recht, wie sie zu den Schlägen kamen, und warum wir sie mit ehrenrührigen Titeln belegten, die nur auf den *német* und *muszka* passen konnten. [...] Leider kam der Feind bald auf den Geschmack der Sache. Politisch unreif, [...] besaß er eine überlegene Waffe, die Schleuder [...]. Unsere Proteste blieben fruchtlos, die Schleuder siegte, wie später die zugezogene Kanone, und der Einmarsch der Russen hat uns eigentlich vor einer Katastrophe gerettet. (MW, Sp 1)

⁴ Hatvany 1910, S. 4. Vgl. Bahr 1898, 26.

⁵ Verstreuten persönlichen Informationen begegnet man sonst in Hevesis „Jubelschriften“ und Nekrologen.

⁶ L. H–i.: *Meine Wirksamkeit in den Jahren 1848–1849. Erinnerungen*. In: Pester Lloyd, 24.12.1899 (3. Beilage), o.S. Im Weiteren mit der Sigle „MW“.

Die Gegenüberstellung der Bauernkinder und der „Intelligenz“ (z.B. des Kindes eines jüdischen Arztes) verweist auf die soziale Binnendifferenzierung der städtischen Gesellschaft. Die Kinder appellieren an das Kollektivbewusstsein, verschaffen sich freilich den ‚äußeren Feind‘ im Rückgriff auf die soziale Differenz. Die „aristokratische Republik“ (ebd.) erweist sich dabei als eine taktische und symbolische Fehlentscheidung. Die Bauernjungen obsiegen und auch die Geschichte wendet sich anders: Die Schleudern sind, wie die „zugezogene Kanone“ der dritten Macht im Freiheitskrieg, ein Verstoß gegen die Regeln und ein historischer Skandal. Darüber hinaus bietet just „der Einmarsch der Russen“ nach Heves die bitter-ironische Lösung des Konflikts. Hat man irrtümlicherweise die Freunde zu Feinden erklärt, so meldet sich jetzt der Feind als Freund der Unterlegenen zurück. Er verschafft Klarheit über die Umstände und bereitet dem kindlichen-kindischen Aufbegehren ein (tragi-)komisches Ende.

Das nationale Feindbild wird im Feuilleton freilich auch auf eine andere Weise korrigiert. Hevesi gesteht zwar seine Zweifel, „jemals einen lebendigen Honvéd gesehen zu haben“ (WM, Sp 1), erzählt dafür im zweiten Teil des Beitrags desto mehr über die vorbeiziehenden Besatzungskräfte. Aus dem väterlichen Haus – in dem vor allem Offiziere einquartiert worden sind – sprudelt es an Anekdoten über den ‚Feind‘: Mal fällt der belesene Junge einem „Rittmeister Bär“ (MW, Sp. 2) auf, der ihn seinen ersten „canard“ (ebd.) schmecken lässt, mal wird er vom unangenehmeren „Verkehr mit der gemeinen Truppe[,] bald Kroaten, bald Italienern, bald etwas Anderem“ (ebd.) beeindruckt. Der junge Lővy lernt von der „lombardische[n] Soldateska“ (ebd.) italienisch zählen und fürchtet sich vor „einem böhmischen Gemeinen, Namens Kalasch“ (ebd.). Die Plurikulturalität der „feindliche[n], d.h. österreichische[n]“ (ebd.) Macht beschäftigt den sprachbegabten Jungen jedenfalls sehr, sogar mehr als die kindlichen Kriegsspiele. Die Konsequenzen werden in der Schlusszene des Feuilletons beleuchtet. Das Kind, das den fernen Kanonendonner von Kápolna beim besten Willen nicht zu hören vermag,⁷ empfängt von

⁷ „Ich hatte solches Kanonenfieber, daß es mir von allen möglichen Dingen in den Ohren schwirrte; ich hörte von dem angeblichen Kanonendonner

einem Spektakel – einer abendlichen Illumination zur Siegeserhebung – erste Anregungen zu seinem späteren Beruf:

Freund Hermann konstruierte ein Festbeleuchtungsobjekt [...] [in] Form eines dicken senkrechten Zylinders aus schwarzem Kartonpapier. Daran waren ringsum bedeutsame Sinnbilder ausgeschnitten; springende Löwen mit züngelnden Rachen, erwürgte Schlangen, Doppeladler in unangenehmen Situationen, Wappen mit vier Flüssen und drei Bergen, Kronen mit schiefen Kreuzen, Namen von siegreichen Generalen und Schlachten, Zitate aus Petőfi und „Éljen Kosuth!“ Allen diesen Ausschnitten war farbiges Seidenpapier unterlegt und im Inneren brannte ein System von Kerzen, so daß das Ganze ein zylindrisches Transparent bildete. Es war in der That ein Kapitalstück. [...] Mir selbst war es eine Offenbarung. Die ersten Ahnungen von Kunst, von Ausstattungskunst, stiegen in mir auf. Was ein Kunstkritiker sei, wußte ich noch nicht, aber ich wußte, daß ich einer werden würde. (MW, Sp. 2)

Der Bericht über die zur Nationalfeier errichtete Apparatur liest sich zum einen als eine erinnerungswürdige Episode aus dem Freiheitskrieg, andererseits als Beitrag zu einer Mediengeschichte des *nation building*. Er ist je nachdem Rekapitulation der kindlichen Faszination und leicht ironische Auseinandersetzung mit dem Heldenkult. Der Heroismus der Szene wird jedenfalls durch die Selbstbesinnung des späteren Wiener Feuilletonisten und Kunstkritikers überspielt. Die Erzählung wird mit einem Gestus beschlossen, der den Lebensweg eines deutschsprachigen Ungarn legitimiert: Er sollte sich in seiner späteren Laufbahn zwar nicht gegen die nationalen Interessen, aber doch für die Bedingungsrahmen eines Berufs bzw. einer Disziplin entscheiden. Die Kunst hat klare (Front-)Linien und lässt die Politik – die in k. u. k.-Zeiten ohnehin zum parlamentarischen ‚Freiheitskampf‘ geworden ist – außen vor.

Ein Bekenntnis zur späteren Laufbahn ist auch das zweite, biografisch ausgerichtete Feuilleton. Zugleich ist es eine Geschichte

gar nichts. [...] Ich graulte mich schließlich mit, um nicht dumm zu erscheinen, aber ich wußte nicht, was ich hörte, und was dabei eigentlich Kanonendonner war.“ (MW [Sp. 1-2])

der sprachlichen Sozialisation. In *Wie ich ein Gelehrter wurde. Erinnerungen aus der Kinderzeit* (1900)⁸ bedient sich Hevesi wieder der scheinbar verharmlosenden Kinderperspektive. Behandelt werden die Jahre vor dem Gymnasium und Hevesis jugendliche Kinderlektüren. Während das titelgebende ‚Gelehrtentum‘ des Sechs- bis Elfjährigen viel Selbstironie verspricht, überrascht der Text mit einem sehr genauen Bericht über die Alphabetisierung eines Kindes aus dem mittleren Bürgertum um die Mitte des Jahrhunderts. Auch legt er ein imponierendes Zeugnis vom frühen Wissensdrang bzw. Bildungsgang Hevesis ab. Die Palette von über zwanzig namentlich erwähnten Autoren bzw. Buchtiteln ergibt eine bunte Reihe: Der junge Hevesi fängt zufallsbedingt mit einer Naturgeschichte von Cuvier, einer französischen Grammatik, der Geschichte des Télémaque, mit lateinischen Kommentaren zu Julius Cäsar, mit Friedrich Nösselts *Weltgeschichte für höhere Töchterschulen* und Josef Annegarns *Allgemeine Weltgeschichte für die katholische Jugend* an. Im weiteren Hergang verschlingt er Kotzebue und Raimund, stößt auf Theodor Mügge, auf eine Physik Ferdinand Lutters und acht Bände Pfennig-Magazin (WG, Sp. 3-4). Aus der zeitgenössischen Kinder- und Jugendliteratur erinnert er sich an Franz Hoffmann, Gustav Nieritz und Harriet Beecher Stowe, die Lederstrumpf-Erzählungen und Friedrich Philipp Wilmens *Brandenburgischen Kinderfreund* (ebd.). Dem ironisch inszenierten Dilettantismus des wahllos lesenden Kindes wird die extreme Lernfähigkeit und der ins Groteske gesteigerte Bildungswille des jungen Lóvy gegenübergestellt.

Auch dieser Text entbehrt nicht der versöhnlich-ironisch gehandhabten Ideologiekritik. Hevesi berichtet über die „arge geistige Klemme“ (WG [Sp. 2]), in die das Kind durch die Widersprüche zwischen den Geschichtsbildern des protestantischen Nösselt und des katholischen Annegarn geraten ist. Zu den diametral entgegengesetzten Schilderungen historischer Akteure bemerkt er:

⁸ L. H-i.: *Wie ich ein Gelehrter wurde. Erinnerungen aus der Kinderzeit*. In: Pester Lloyd, 03.06.1900 (3. Beilage), o.S. Im Weiteren mit der Sigle „WG“.

Zu erklären wußte ich mir diese unangenehme Naturerscheinung nicht, ich wußte noch nichts von ‚Tendenz‘, aber meine wissenschaftlichen Instinkte empörten sich leidenschaftlich gegen diese Art, Geschichte zu schreiben. Es war der erste tragische Zwiespalt in meinem geistigen Leben. (ebd.)

Die von der sicher geglaubten Warte des Liberalismus gesprochenen Selbstkommentare werden im weiteren Verlauf des Textes auch ein zweites Mal bedeutsam. Hier geht die Ironie freilich in ein unterschwelliges Geständnis über die Macht der (Medien-)Sozialisation über. Er schreibt:

Eine wirkliche Rolle aber spielte in meiner geistigen Entwicklung ein gebundener Jahrgang der Berliner Jugendzeitschrift: ‚Der Brandenburgische Kinderfreund‘. Dieses Buch hat mich einfach zum Preußen gemacht. [...] Ich war eigentlich innerlich ein Kur-Brandenburger. (WG, Sp. 3)

Was zunächst als Amüsement über das Einfühlungsvermögen des Kindes erscheint, verschärft sich im nächsten Schritt zum Wettkampf um dessen Seele:

Die ungarischen Gegeneinflüsse waren eigentlich nicht stark genug, um Brandenburg zu besiegen. Eines meiner ungarischen Lieblingsbücher war ein Band Biographien von Ballagi, dem Bruder des guten „Mór“ [...]. Aber in diesem Buche waren, wenn ich nicht irre, lauter Ausländer behandelt [...]. Eine schlechte Geschichte von Ungarn mit noch schlechteren Bildnissen der Herzoge und Könige kam dazu. Dagegen war der „Brandenburgische Kinderfreund“ ein Klassiker. Die ungarischen Kinderlieder waren vollends nicht zu lesen, oft unverständlich oder einfach blöd. Ich erinnere mich an einen *bömbölbika*, der die Kinder herumhetzt und ihnen zeigen will: „*hogy mi az az ovoda*“. Unglaubliches Zeug, das aber auch geschluckt wurde. (WG, Sp. 3)

Der Sinn dieser leicht kritischen Sätze ist folgenschwerer als die Irritation über die katholisch-protestantischen Meinungsverschiedenheiten. Hevesi hält die Differenz fest, in der sich die (Kinder-)Buch-

kultur seines Landes in den 1850er Jahren zu deren deutschsprachigem Gegenstück befindet. Ihm ist auch deren Bedeutsamkeit für die Nationalkultur bewusst. Gleichzeitig gesteht er, dieser Beeinflussung damals und langanhaltend ‚zum Opfer gefallen‘ zu sein:

Ich war auch damals in Preußen weit besser bekannt als in Ungarn. Am Niemen und an der Trave, in Treuenbrietzen und Holzappel konnte ich mich aus, das Komitat Hinterpommern war mir eine zweite Heimath. Wenn ich einmal Minister werde, weiß ich, womit ich die beste Nationalpolitik treiben kann. (WG [Sp. 3])

Der letzte Satz der Stelle spielt auf die gängige Frage an – ‚Was wirst du, wenn du groß bist?‘ –, bringt aber durch den ‚Nationalpolitik‘ betreibenden ‚Minister‘ auch das Thema der medialen Inszenierung des Nationalen zum Ausdruck. Die schroffe Wortstellung des ‚auch‘ im ersten Satz der Stelle überrascht mit möglichen Konsequenzen für die Gegenwart des Schreibers. Die frühe Prägung, so der ungewollte Hinweis, sei dauerhaft geblieben und ist beim besten Kenntnisstand über die Rolle der sprachlichen Sozialisation bzw. von deren medialer Umsetzung nicht mehr zu korrigieren. Hevesis ‚Gelehrsamkeit‘ sei durch Anregungen aus dem kinderzeitlichen Umfeld statt einer ungarischen eine deutschsprachige geworden.

Diese Akzentsetzungen stellen freilich Hevesis Aktivitäten über national-kulturelle Grenzen hinweg keineswegs in Frage. Sein Schaffen ist durchaus durch die Kompetenz der Sprache(n) und durch das Interesse an den Nationalkulturen gekennzeichnet. Erst recht trifft dies auf das Ungarische zu. Die Übersetzertätigkeit und die Mitarbeit an Zeitungen, die das Berichten über die jeweils andere Monarchiehälfte selbstverständlich machten – nicht zuletzt die Auseinandersetzung mit den künstlerischen Entwicklungen seiner Zeit im internationalen Maßstab –, belegen mehrfach die Wirksamkeit des zweisprachigen Intellektuellen.⁹ Insofern trifft auf ihn durchaus das (mehrfach ausgesprochene) Urteil der Zeitgenossen zu: ‚[D]ieser ganz und gar zum Wiener gewordene Deutsch-Ungar‘¹⁰ hat seine kulturellen

⁹ Vgl. Sármany-Parsons 1990–92; Saly 2015; Hárs 2018.

¹⁰ Goldbaum 1908, 34.

Wurzeln nie vergessen. Der Feuilletonist ist immer auch ein „Magyar-ember [Ungar]“¹¹ und ein ‚hevesi‘ [ein Bürger von Heves] geblieben.

Literatur

- * [Pseudonym]: Ludwig Hevesi. „Regenbogen“ Sieben heitere Geschichten von Ludwig Hevesi. Mit Illustrationen von Wilhelm Schulz. Verlag a. Bonz u. Comp. Stuttgart 1892. In: *Wiener Zeitung*, 19.12.1891 (Wiener Abendpost), 1–2.
- Bahr, Hermann: Ludwig Hevesi. In: *Die Zeit*, 09.07.1898, 26–27.
- f. g.: Ein neuer Band Hevesi. In: *Fremden-Blatt*, 17.11.1891, 11–12.
- Goldbaum, Wilhelm: Neues von Ludwig Hevesi. In: *Neue Freie Presse*, 06.12.1908 (Morgenblatt, Beilage), 34–35.
- Hárs, Endre: Spielräume der Klischeeproduktion. Ludwig Hevesis ‚ungarische‘ Themen. In: Harmat, Tamás/Soproni, Zsuzsa (Hg.): *Verschränkte Kulturen: Polnisch-deutscher und ungarisch-deutscher Literatur- und Kulturtransfer*. Berlin 2018, 149–166.
- Hatvany, Ludwig: Ludwig Hevesi. In: *Pester Lloyd*, 27.03.1910 (Morgenblatt), 3–6.
- Saly, Noémi: Ember szólt itt emberhez... [Mensch sprach hier zum Menschen ...]. In: Hevesi, Lajos: *Karcképek az ország városából* [Skizzen aus der Landeshauptstadt]. Budapest 2015, 299–341.
- Sármány-Parsons, Ilona: Ludwig Hevesi und die Rolle der Kunstkritik. In: *Acta Historiae Artium Academiae Scientiarum Hungaricae*, Tom. 35 (1990–92), 3–28.
- Sármány-Parsons, Ilona/Szabó, Csaba (Hg.) *Ludwig Hevesi und seine Zeit* (= Publikationen der ungarischen Geschichtsforschung in Wien XI). Wien 2015.

¹¹ Der Rezensent f. g. (wahrscheinlich Ferdinand Groß) zitiert eine Widmung Hevesis mit dem Wortlaut: „Ein Regenbogen im November, gemalt von einem MagyareMBER.“ f. g. 1891, 11.